No 1 — Neue Gartenlaube. — 1901

Beilage zum „Danziger Courier“.

Der Talisman.

Roman von M. von Ekensteen. [1]

Schloß Fichteneck leuchtete mit der dreifachen Reihe gotischer Spitzfenster in die dunkle Novembernacht hinaus; es war das matte, gelbliche Licht, wie es Wachskerzen verbreiten, und aus den hohen, dunklen Kaminen stiegen dicke Rauchsäulen empor.

Der Haushofmeister musterte mit scharfem Auge die Bedienten, die in der dunkelgrünen, goldverbrämten Livree der Edlen von Fichte zu Fichteneck ihn am Schloßportal umgaben. Auch hier brannten auf hohen Kandelabern dicke Wachskerzen in den Gaslaternen, deren feines Schmiedeeisenwerk die zierliche Arbeit entschwundener Jahrhunderte zeigte. Im Treppenhause, wo ein großer Kronleuchter Licht spendete, war es trotzdem nur dämmerig, denn die hohen Bogengänge und weiten Hallen waren schwarz verhangen, und schwarze Kreppschleifen dämpften die Vergoldung des alten, herrschaftlichen Wappens.

In dem riesigen Empfangssalon des weitläufigen Schlosses warfen die Flammen in den silbernen Wandleuchtern zitternde Schatten auf die geschnitzten Möbel mit dem goldbraunen Damast, und reflektierten in den hohen Spiegeln.

Im Speisesaal waren Diener beschäftigt, auf die reichgedeckte Tafel prächtige Tafelaufsätze aus schwerer, getriebener Silberarbeit zu ordnen, das Büffett prangte im Schmuck erlesener Obstsorten, und langhalsige Flaschen mit den Namen der seltensten Weine standen zur Kühlung in großen Kühleimern, während feuriger Dalmatiner in der Nähe des Marmorkamines stand, die südliche Glut seines Heimatlandes von den prasselnden Buchenklötzen zu entlehnen.



Sennhütte Defreggers bei Spinges.
Nach einer Zeichnung von Hugo Engl in München.

Ueberall — in den Stuben, den Vorfluren, am großen Portal, eine fast verschwenderische Fülle von Licht, — und dennoch lag es fast erschreckend und unheimlich über dem Schlosse.

Rings duftete es stark nach Buchs und Ilex, nach Immergrün und Tannenreisig, aber nicht weihnachtlich traut mischte sich der Rauch der Kerzen zu diesem Duften, es lag schwül und schwer ein Hauch von welkenden Rosen, Veilchen, Orchideen und Hyacinthen darüber und leise mischte sich der schwere Atem von Karbol hinein. Die dicken Teppiche dämpften die Schritte, aber das Rauschen der Gewänder, selbst der Atem, hallte leise wie Aechzen durch das totenstille Ahnenschloß.

Der Haushofmeister, ein alter Mann mit eisgrauen Haaren, schien mit der Musterung der Diener zufrieden, denn er nickte bedächtig mit dem Kopfe und stellte sich dann an ihre Spitze, den Blick unverwandt in die dunkle Nacht gerichtet.

Im Flüsterton fragte einer der Diener:

„Wie es nun wohl werden wird auf Fichteneck?“

„Ganz einsam wird es werden!“ erwiderte der Haushofmeister leise, als befürchte er, jemand zu wecken.

„Aber die Erben, die Herren Leutnants, die Damen?“ warf ein andrer ein.

„Keiner von all' den lachenden Erben wird sich hier in die Einsamkeit vergraben!“

„Und so werden sie wohl das Schloß und die Ländereien zerstückeln und verteilen!“

Der Haushofmeister schüttelte überlegen den greisen Kopf:

„Nicht doch! Denkt nicht so klein vom lieben Herrn! Für jeden von uns hat er vor-

gesorgt; das hat er mir zahllosemale gesagt, und auch das Schloß darf nicht veräußert und der Besitz nicht zerbröckelt werden. — Ihr wißt es ja doch alle, daß er noch immer auf den Letzten des Namens wartet!"

„Freilich, auf den Freiherrn Ku . . . ."

„Um alles in der Welt, nennt den Namen nicht, ehe die Gruft über den gnädigen Herrn sich schließt! So oft der Name genannt wurde, kam die entsetzliche Krisis über ihn, und mir ist, als müßte er's noch im Grabe hören und die abgezehrten Hände hinausrecken!"

„Der hört nimmermehr! Ihr habt ihn zwar nicht mehr sehen wollen, Herr Wenzel, aber schon nach wenigen Stunden waren die Totenflecken sichtbar, und doch hat er nie im Leben so friedlich und ruhvoll ausgesehen, wie jetzt im Tod."

„Pst! — ich höre Räderrollen," sagte lauter der Haushofmeister, und während die Diener, jeder steif auf seinem Posten stehend, hinaushorchten in die rinnenden Tropfen des fallenden Herbstregens, eilte Herr Wenzel zur äußersten Rampe der Terrasse vor, spähte einen Augenblick hinaus und rief dann:

„Dieter und Klaus, die Wagen kommen!"

Nach wenigen Augenblicken hielten zwei Wagen mit kurzem Ruck; Dieter und Klaus standen am Wagenschlag.

Aus der etwas veralteten Equipage der Edlen von Fichte zu Fichteneck, deren schwarze Rappen vom eiligen Lauf dampften, stieg graziös und behende eine junge Dame, deren Blondhaar feurig unter schwarzen Schleiern hervorleuchtete, und die mit unsagbar hochmütigem Blick die Diener am Wagenschlag übersah und ihre Hilfe beim Aussteigen mit einer kurzen, abwehrenden Handbewegung ablehnte; sie half dann zwei ältern Damen, deren eine schon schneeweißes Haar hatte, aus dem Wagen, zuletzt folgte ein zartes, blondes Kind, das schläfrig an die weißlockige Großmutter sich schmiegte.

Während der Haushofmeister die in tiefe Trauer gehüllten Damen durch die weiten Gänge und Hallen zu den Fremdengemächern führte, war das zweite Gefährt, ein leichter Jagdwagen mit Wachstuchdecke, vorgefahren; zwei junge Herren und ein schlankes, anscheinend noch sehr junges Mädchen sprangen leichtfüßig herab.

„Schauderhaftes Wetter, entsetzliche Gegend!" schimpfte der eine, die nasse Wolldecke, die er über sich gebreitet hatte, unwillig von sich schleudernd; „patentierte Katarrhgelegenheit, was meinst Du, Egon?"

„Na," gab der mit Egon angeredete zurück, „so eine Art kleiner Manövermisere! Das sollten wir gewohnt sein, Astolf!"

Um das junge Mädchen hatte keiner der Herren sich gekümmert; als letzte stieg sie aus dem Jagdwagen und die Terrasse empor, einen üppigen Kranz aus Erika und Farren in Händen, als letzte folgte sie dem voranschreitenden Diener über die düster verhangenen Treppen nach ihrem Zimmer, und als letzte trat sie eine Stunde später in den Speisesaal, wo schweigsam die aufwartenden Diener aus und eingingen, und laut die Unterhaltung der vorhin angekommenen Gäste schwirrte.

„Tante Hildegard," sagte Astolf, der größere und scheinbar ältere der Herren zu der Greisin im weißen Haar, „nun werden wir ja bald erfahren, ob Du recht hast! Du willst ja den Verstorbenen „ganz genau" gekannt haben, trotzdem Du ihn seit fünfzig Jahren nicht mehr gesehen hast!"

Er klemmte ein Augenglas ins rechte Auge und sah nach dem untern Ende der Tafel, wo das junge Mädchen mit einer artigen Verbeugung gegen die Damen sich niedersetzte; die beiden jungen Herren waren nur halbwegs zum Gruß aufgestanden und die Damen hatten kaum merklich die Köpfe geneigt; während Tante Hildegard langsam ein Glas mit Marsala zum Mund führte, flüsterte Egon zu Astolf gewendet:

„Du, die kleine Bürgerliche ist übrigens bei Licht besehen, ein ganz reizendes Geschöpf!"

Astolf strich sehr selbstbewußt seinen spärlichen Schnurrbart in die Höhe, ließ durch eine Muskelbewegung das Augenglas herunterschnellen und sagte ebenso leise:

„Ganz niedlich; mit der nötigen Staffage beinahe leutnantsfähig," und dann klang langsam, jedes Wort scharf betonend, in einem harten Französisch, Tante Hildegards Stimme:

„Lieber Neffe, vergessen wir die Dienerschaft nicht!"

Dabei flog ein unsagbar hochmütiger Blick zu dem jungen Mädchen hinüber; doch dieses hatte den Kopf gesenkt, so daß nur ihr schwarzer Scheitel und die weiße Stirn sichtbar war.

„Ach, Tante," gab gleichfalls französisch Leutnant Astolf zurück, „Diener zählen doch nicht!" und nach einer kleinen Pause: „Glaubst Du wirklich an so schauderhaft viel Geld?"

„Mein Teurer, ich weiß, daß Hieronymus — der Verlebte — nie besondere Liebhabereien hatte, nie am grünen Tisch oder Totalisator spielte, nie große Schenkungen machte, und darum hat er auch nie die Zinsen des ungeheuren Vermögens und die Einkünfte des Besitzes von Fichteneck aufbrauchen können. Ich wiederhole Dir, es müssen mehrere Millionen allein in Staatspapieren vorhanden sein."

„Großartig! Na, dann könnte man sich wenigstens einigermaßen über die schauderhafte Fahrt hinwegtrösten! — Was meinst Du dazu, Helene?"

Die junge Frau mit dem leuchtenden Haar, die Schwester der beiden jungen Herren, blickte auf, als ob sie aus einem Traum erwache und auf ihr Töchterchen deutend, das auf ihren Knien schlummerte, sagt sie müde und verdrossen:

„Ich bin ganz gebrochen von der entsetzlichen Fahrt bei dem ungesunden Wetter! Seht nur Lilly an, sie ist bleich wie eine Schneerose; — — und dann muß ich immer an die Abendunterhaltung bei Gräfin Lancy denken; sie wird außer sich sein, daß ich absagen ließ; wer soll nun meine Partie in dem Duett übernehmen? — Und meine neue nilfarbene Brokattoilette wird in den paar Wochen der Trauer altmodisch werden!"

„Mich wundert überhaupt, daß Dein Mann Dich reisen ließ!"

„Aber Astolf, Du weißt doch, daß das Telegramm des Notars ausdrücklich persönliches Erscheinen verlangte, wollte man nicht jeder Erbberechtigung von vornherein entsagen!"

„Ja, so; daran dachte ich schon nicht mehr," sagte Leutnant Astolf, während Frau von Ebersberg, die Mutter der jungen Leute, sehr wichtig zu Frau Helene sagte:

„Die Gräfin Lancy wird Deine Partie im Duett nun selbst übernehmen und vielleicht gar nicht böse sein, daß die schöne Frau Helene von Haller sie einmal nicht in Schatten stellt; was aber Deine Toilette betrifft, mein Kind, so sieht zu Deinem Goldhaar gar nichts schöner aus, als schwarz, und über der Erbschaft kannst Du leicht die neue Toilette verschmerzen!"

Ein Geräusch störte die Rede; am untern Ende des Tisches war das junge Mädchen aufgestanden; sie verbeugte sich wieder tief wie bei der Ankunft gegen die Damen und schritt dann wortlos zur Thür hinaus, die ihr der Diener dienstbeflissen und freundlich öffnete.

Kaum war die Thür ins Schloß gefallen, da sagte Fräulein Hildegard von Stolzenfeld mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde nach der Thür hin, zu den Dienern:

„Wir werden läuten, wenn wir Wünsche haben! wir wollen jetzt ungestört sein!"

Die Diener zogen schweigend ab, nachdem der eine noch einige schwere Buchenklötze in den Kamin geschoben hatte, und nun klang es entrüstet durcheinander:

„Wie taktlos ist dieses Mädchen! Erscheint verspätet an der Tafel und wagt es aufzustehen, ehe ich als Aelteste das Signal dazu gegeben habe."

„Und kein Wort der Entschuldigung! Weder beim Ankommen, noch beim Gehen!"

„Und in Trauerkleidern, als ob sie zur Familie gehöre! Dazu so kleinstädtisch und gewöhnlich, einen Kranz mit herzutragen, als ob die Treibhäuser von Fichteneck keine Blumen hätten!"

„Wie kommt sie denn überhaupt hierher, und wer ist sie?" fragte die junge Frau.

„Sie wird telegraphisch berufen sein, wie wir auch, denn als sie ausstieg, hörte ich einen Diener sie Fräulein Aston anreden, wie sie sich an der Bahn, als sie unser Abteil bestieg, auch vorgestellt hatte," sagte Egon.

„Aston? Wer das nur sein mag, ich habe nie den Namen nennen hören, und doch zeigt ihr ziemlich sichres Auftreten, daß sie sich gewissermaßen berechtigt fühlt, hier zu sein?"

Fräulein Hildegard von Stolzenfeld dämpfte ihre Stimme zum Flüstern herab und sagte bedeutungsvoll:

„Mir ist etwas Sorge gekommen, als ich das Mädchen sah! Möglicherweise ist sie erbberechtigter als wir andern alle!"

„Wieso, Tantchen?" riefen die Geschwister und die Mutter zugleich, mit einem Ton, dem man die Angst und Sorge anmerkte.

„Nun, Ihr wißt doch, daß wir mit Hieronymus von Fichteneck nur von Urelternzeit her ganz weitläufig durch die Heirat eines Stolzenfeld und einer Ebersberg mit Gliedern der Familie von Fichte verwandt sind."

„Aber freilich Tante, wissen wir das," warf ungeduldig Astolf von Ebersberg ein, „aber das wissen wir nicht, wer dieses kleine Bürgermädchen mit dem unscheinbaren Aeußern einer Volksschullehrerin ist!"

„Ihr wißt doch von dem schrecklichen Zerwürfnis anläßlich einer Mißheirat zwischen Hieronymus ältestem Sohn Kurt und einem Mädchen aus dem Volke?"

„Nein Tante! Das ist es ja eben; jeder schweigt sich in der Familie gänzlich über die Geschichte aus! Wenn vom reichen Erbonkel Hieronymus die Rede war, that einer wie der andre stets sehr geheimnisvoll, aber erzählt hat keiner etwas!" sagte Astolf unwirsch, und dann wendete er sich zu Egon: „wußtest Du etwas Näheres?"

„Aber bewahre!“ gab Egon zurück; „alles, was ich wußte, war — daß hier früher oder später einige Hunderttausend uns zufallen mußten, und daß man darum getrost einige Schulden machen konnte und nicht von jedem Sport fern zu halten sich brauchte.“

„Nun,“ sagte wichtig die weißhaarige Tante, „vielleicht wußte niemand etwas zu berichten! Es drang wenig genug davon in die Oeffentlichkeit und Hieronymus lebte so weltabgeschieden, daß er seit einer langen Reihe von Jahren von der Gesellschaft ganz vergessen war, aber ich habe alles miterlebt, das heißt — in meine Jugendzeit fällt die ganze Geschichte, und was davon bekannt wurde, das weiß ich alles, und ich meine, der heutige Tag und die ganze Situation sei ganz dazu angethan, Euch darin einzuweihen.“

„Gewiß, liebe Tante!“ riefen wie auf Verabredung die drei Geschwister, während die Mutter mit einem Blick auf Lilly, die fest im Arm der Mutter schlief, sagte:

„Ich denke, Helene bringt erst das Kind zu Bett und wir selber lassen uns dann zum Salon geleiten; dieses düstere Eßzimmer mit den steiflehnigen Stühlen ist zu einem gemütlichen Plauderabend wenig geeignet!“

„Mama, Du hast immer ganz großartige Ideen!“ sagte Egon, artig der Mutter die Hand küssend und Astolf fragte, sich steif vor Tante Hildegard verneigend:

„Erlaubst Du im Salon eine Cigarre?“

„Aber Astolf, nein!“ wehrte die alte Dame entrüstet. Egon fragte nun seinerseits etwas kleinlaut:

„Auch keinen Wein, Tantchen?“

„Aber warum denn nicht? Wer sollte ihn trinken, wenn nicht Ihr, die einzigen männlichen Erben!“

Helene weckte die kleine Lilly und zog die Klingel; sie ließ sich nach ihrem Schlafzimmer, die andern nach dem Salon geleiten.

Ein wunderlicher Raum mit tiefen Erkern war der Salon in Schloß Fichteneck. Ueber der hohen goldbraunen Täfelung streckten sich Spiegel in breiten Goldrahmen bis zur Decke, dazwischen waren die Bilder der Stammeltern der Edlen zu Fichte. Lauter hohe, schlanke Männer mit schwarzen Augen und schwarzem Haar, im kühnen Antlitz ein paar trotzige üppige Lippen; und lauter zarte blonde Frauen mit blauen Augen und rosigen Wangen; nur eine, die letzte Frauengestalt, war hoch und elegant von Wuchs und hatte blauschwarze Flechten zum Diadem über dem wachsbleichen Antlitz geschlungen. Neben ihr war das lebensgroße Bild des Letzten des Stammes: Hieronymus im blühenden Mannesalter. Dann kam eine dunkle Wand, die gespenstig hinter schwarzem Sammet mit weißen Flammen sich dehnte, und vor diesem wallenden Sammetvorhang stand wie zur Abwehr auf einem Marmorsockel ein bronzener Engel mit dem Schwert.

Egon und Astolf gingen geräuschlos auf dem weichen Teppich hin und her, ihre Schatten huschten von Spiegel zu Spiegel; Fräulein Hildegard und Frau von Ebersberg saßen in einem kleinen Empire-Kanapee und die junge Frau hatte die Füße gegen das vergoldete Kamingitter gestemmt.

Plötzlich blieb Egon vor dem letzten Bild stehen und fragte:

„Tante Hildegard, ist das eine Fichte von Fichteneck gewesen?“

Die Greisin wendete sich um; lange sah sie mit einem Lorgnon nach dem bleichen Frauenbild, dann lachte sie seltsam auf: „Ja, ja — die letzte Herrin war's, aber keine von deutschem Stamm! Seht Ihr's nicht, wie matt die Haut und wie unfroh die Augen? Ich hab sie wohl gekannt, die



Ein musikalisches Genie.

„Alles kann der Hektor lernen,
Es ist ein zu kluges Tier!“
Sprach Papa, und sein Entfernen
Treibt schnell Alma zum Klavier.

Und mit Hektors mächt'gen Pfoten
Schlägt sie auf die Tasten ein,
Daß die Töne ohne Noten
Sich zu Elegien reih'n.

Und Mama lauscht an der Thüre,
Wie die Mütter nun so sind:
„Ach, schon eine Ouvertüre,
Alma ist ein Wunderkind!“ J. H.

schlanke Französin, die der phantastische Hieronymus aus den Vogesen zum Gesponse sich geholt hat. In ihre Larve hat er sich verliebt, aber sie taugte nicht in die rauhen Berge seiner Heimat, und als sie ihm den zweiten Sohn gebar, ist sie ausgelöscht wie ein Licht. — Der Thor hat keine zweite Frau sich geholt und hat ihr nachgetrauert ohne männliche Thatkraft; darob hat er auch die beiden Buben so seltsam erzogen, daß sie ihre eignen Wege gingen. — — Doch, ich wollte Euch ja davon erzählen; kommt, setzt Euch, und laßt die Ahnenbilder gehen! Im unheimlichen Flackerschein der Kerzen sind der bleichen Juliette Augen so seltsam, da mag es besser sein zu reden, als zu schauen!“

„Kurt und Roderich waren des Hieronymus und der Juliette einzige Kinder; als die junge Mutter starb, wollte Hieronymus lange Jahre seine Knaben gar nicht sehen und überließ ihre Pflege und Erziehung gänzlich fremden, bezahlten Menschen. Ich will nicht sagen, daß es nicht in ihrem Sinne ehrliche und wohlmeinende Naturen waren, aber das Aristokratische, das angeboren Vornehme fehlte ihnen, und so erzogen sie die aufgeweckten Knaben frei und schlicht, ohne ihnen das Hehre des Adelsstolzes und aller aus ihm sprossenden schönen Tugenden beizubringen.

(Fortsetzung folgt.)



Franz von Defregger. Hart an der Grenze von Kärnthen, im Pusterthale, liegt das Dorf Dölsach. Zu seiner Gemarkung gehört ein schönes, hochgelegenes Anwesen, auf welchem in den dreißiger Jahren ein wackerer Bauer mit Namen Defregger saß, der außer seinem wohl bewirtschafteten Hofe einen einzigen Sohn besaß, jenen Franz Defregger, der ein Menschenalter später zu den hervorragendsten und glänzendsten Sternen am deutschen Kunsthimmel gezählt ward. Frühzeitig, schon mit vier Jahren, legte der kleine Franz ohne alle Lehre einen mächtigen Trieb nach künstlerischer Bethätigung an den Tag. Als er dreiundzwanzig Jahre zählte, starb sein Vater. Nun mußte er selbständig wirtschaften. Noch ein paar Jahre blieb er in diesem Geleise; dann trieb's ihn fort. In Insbruck, wo er bei Professor Stolz zeichnen und modellieren lernte, hielt er sich lange genug auf, daß Stolz Defreggers malerische Begabung erkennen und den nun fünfundzwanzigjährigen Mann an die Münchener Maler-Akademie verweisen konnte, die damals unter Piloty's Leitung eine Reihe von glänzenden Talenten zu ihrer Entwicklung führte. Im Jahre 1867 ward er in die Meisterschule Piloty's an der Münchener Akademie aufgenommen und zeigte sofort, worin das Wesen seiner künstlerischen Begabung bestand: im innigsten und seelenvollen Empfinden seiner Heimat, des Lebens seiner Tiroler. Mitunter freilich treibt ihn sein künstlerisches Streben, wieder zu zeigen, daß seine Meisterschaft auch in andere Kreise zu greifen vermag. Dann malt er Madonnenbilder von ergreifender Innigkeit, Portraits von überraschender Naturwahrheit. Mit aller Begeisterung aber kehrt er immer wieder zu den Schilderungen des Tiroler Volkslebens zurück. Die Mitwelt gab Franz Defregger, was sie einem Künstler zu geben vermag. Er erhielt eine Professur an der Münchener Kunst-Akademie und den persönlichen Adel. Er selbst ist bei all diesen Erfolgen ein Mann von edelster Bescheidenheit geblieben. Defregger zählt heute 66 Jahre. Aber seine hohe Gestalt ist schlank und elastisch geblieben, und sein Künstlerblick strahlt von jugendlicher Begeisterung, wenn er spricht. Eine vollendete künstlerische Individualität tritt uns in ihm entgegen, — möge es ihm noch lange Jahre gestattet sein, diese Individualität wirken zu lassen zu fortwährender Bereicherung der Kunst. Unser Bild zeigt die Sennhütte Defreggers bei Spinges, den beliebten Aufenthaltsort des Meisters.



„Ich sagte der Frau Baronin schon, daß der gnä' Herr stets zeitig nach Hause kam."
„Schön von Dir; nimm dies für Deine Aufmerksamkeit, aber schweige!"
„Einen Thaler! . . . Wissen denn Euer Gnaden nicht, daß Schweigen Gold ist?"



Wellingtons Wahrheitsliebe. Als Wellington das Gehör verloren hatte, wendete er sich an einen berühmten Ohrenarzt, der ihm als letztes Mittel eine starke Lösung einspritzte. Es verursachte die heftigsten Schmerzen, aber Wellington ertrug sie mit seinem gewöhnlichen Gleichmut. Der Hausarzt kam zufällig vorbei; er fand den Herzog mit geschwollenen Wangen und blutunterlaufenen Augen, und als er sich erhob, wankte er wie ein Trunkener. Der Arzt bat, das Ohr untersuchen zu dürfen und fand, daß eine gefährliche Entzündung eingetreten war, der sofort Einhalt gethan werden müßte, wenn sie nicht das Gehirn ergreifen und den Tod herbeiführen sollte. Durch kräftige Mittel wurde dies auch erreicht; aber das Gehör war auf dem Ohr für immer verloren. Als der Ohrenarzt erfuhr, was er angerichtet hatte, eilte er zu dem Herzog, um ihm seinen Kummer darüber auszudrücken, der aber sagte ruhig: „Kein Wort mehr darüber, Sie haben nach bestem Wissen gehandelt." Darauf sagte der Arzt, es sei sein Untergang, wenn es bekannt würde, in welche Gefahr er den Herzog gebracht habe, worauf dieser erwiderte: „Bis jetzt weiß niemand davon; wenn Sie schweigen, ich werde es sicher thun." „Dann würden Sie mir auch erlauben, Sie weiter zu behandeln, damit man sieht, daß Sie mir Ihr Vertrauen nicht entzogen haben?" — „Nein," versetzte Wellington freundlich aber fest, „das kann ich nicht, das wäre eine Lüge."

Silbenrätsel.

Die Mutter ist's, um sie die Kleinen,
Sie sitzen still am warmen Hort.
Der Dämm'rung Schatten rings sich einen,
Und alles lauscht der Mutter Wort.

Was mag sie ihnen nur berichten
Aus längst vergang'ner alter Zeit?
Wie nennt man diese Art Geschichten
Verschwund'ner Pracht und Herrlichkeit?

Und wo stammt her, frag ich zum zweiten,
Dies alles, was die Mutter spricht?
Ein jedes hat es — ausgenommen
Das Ganze nur — es hat es nicht.

Das Ganze nicht? — Weshalb das Ganze?
Wie ist des Rätsels Lösung, wie?
Es existierte nie im Leben,
Es lebt nur in der Phantasie. i.

(Auflösung folgt in Nummer 3.)

Vielversprechend. „Mein Herr, Ihre Forderungen sind gerecht und sollen befriedigt werden. Schießen Sie mir die Reisekosten nach Ostafrika vor — ich werde mich als Sklave verkaufen lassen!"

Der Orden von der Binde. Zu den längst vergessenen Ritterorden gehört der „Orden de la Vanda", oder der „Orden von der Binde", den König Alphons XI. 1368 gestiftet hat. Seine Dekoration bestand in einem drei Finger breiten roten Band, das von der linken Schulter nach der rechten Seite getragen wurde. Der Orden wurde keinem verliehen, der der älteste seiner Familie war, sondern immer nur dem jüngsten Sohn. Diese Maßregel war in einem Lande, dessen Könige ihre großen Vasallen noch sehr zu fürchten hatten, äußerst klug. Sie trennte die Kraft der Familie in sich und gewann dem Hofe getreue Anhänger. Die Ritter mußten es sich zum Grundsatz machen, wenig zu sprechen, und was sie sprachen, mußte wahr sein. Eine Unwahrheit gesagt und bewiesen, wurde streng bestraft. Die Ritter waren verpflichtet, bloß den Umgang von Männern von ausgezeichnetem Verdienst zu suchen und alle andre Gesellschaft zu meiden. Keiner durfte über eine Wunde sich beklagen, die er erhalten hatte, aber auch keiner seiner Thaten sich selbst rühmen. Jedes Würfelspiel war aufs strengste untersagt. Die Kleidung war vorgeschrieben: nicht prächtig, aber anständig und vor allen Dingen reinlich. Es war dem Ritter verboten, ohne Ursache schnell zu laufen oder laut zu schreien. Begegnete er einer Dame von gewissem Stande auf der Straße, so war er verbunden, vom Pferde zu steigen und dieselbe bis zu ihrer Wohnung zu begleiten. Die Ritter wurden ermahnt, sich vor dem Genuß von Zwiebeln, Knoblauch, Schweinefleisch und ähnlichen Speisen zu hüten, oder wenigstens alle Gesellschaft zu vermeiden, wenn sie diese Enthaltsamkeit nicht beobachtet hatten. Keiner durfte ohne ein Tischtuch essen und auch nicht allein, und nicht anders, als in einer sehr anständigen und reinlichen Kleidung. Ein jeglicher Ritter mußte irgend einer Dame den Hof machen, um ihr überall auf den Dienst zu warten und sie, nach ihrem Wunsche, zu Fuß oder zu Pferde zu begleiten. Eine Ordensregel verpflichtete seine Ritter, nur gegen die Mauren zu fechten, in jedem andern Kriege aber das Band des Ordens abzulegen.

Woher die Bezeichnung „Windsbraut" stammt, erklärt eine märkische Sage dahin: Es sei einmal ein Ritterfräulein gewesen, welches den Jagdvergnügen sich so hingab, daß sie selbst am Sonntag auf die Jagd ritt. Deshalb wurde sie mit dem Fluch belegt, in alle Ewigkeit mit dem Winde dahinzusausen, um so gewissermaßen die Braut des Windes zu sein.

Buchstabenrätsel.

„Mein Sohn, mein Sohn, eh' Dich's gereut,
Folg' Deines Vaters Lehre:
Die Wasservögel schweben heut'
Tief unten überm Meere.
Sie sind's mit **o**, daß im Orkan
Bald wird manch Schiff zerschellen,
Drum ist's mit **e**, sobald sie nah'n,
Sich zu vertrau'n den Wellen."

Rätsel.

Es ist so klein,
Ein Vögelein
Kann's durch die Lüfte tragen;
Es ist so groß,
Vom Erdenschoß
Siehst Du's zu Wolken ragen.

Zweisilbige Scharade.

Mit Blätterduft und Blütenschein
Ins Zweite zieht die erste ein.
Aufs Ganze fern im sonn'gen Land
Glänzt Schnee vom hohen Alpenrand.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Verantwortl. Redacteur **A. Ihring**, Berlin.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.